

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 5

Artikel: Das letzte Buch : aus Alphonse Daudets "Contes du Lundi"
Autor: Daudet, Alphonse
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu Anfang dieses Jahres am Weihnachtsbaum das letzte Licht ausdrückten und traurig meinten, nun sei es gestorben und verloren für uns? Aber ein kleiner Funke hat weitergelebt alle die Zeit über und blüht nun neu auf zu der Flamme, um die wir uns andächtig vereinen, ein Zeugnis für die Kraft des Lebens, das über alle Verfolgung und Lieblosigkeit triumphiert, zart und doch kraftvoll und bereit, aus dem Flämmchen zum Feuer zu werden und brennend zu verzehren, was nicht gut und für die Dauer ist. Bitten wir aber, dass uns ein friedliches Fest nach freudigen Wochen der Vorbereitung geschenkt werde und uns kein Groll von den Menschen trennt, mit denen allen wir so glücklich leben könnten, wenn sie es nicht weniger innig wünschten als wir. Hoffen wir auf Liebe im Kreis unserer Lieben, auf Freundschaft im Kreise der Freunde, auf ein Lächeln voll Güte bei Leuten, denen wir begegnen und auf Menschlichkeit unter den Menschen, damit die Vernunft obsiegt und die folgenschwere Saat des Hasses vom Winterwind endlich verweht wird und nie wieder aufgeht. Die Welt braucht Frieden. Wir brauchen ihn auch. Möge ihn die erste Adventskerze uns mit Gewissheit verheissen!

Alphonse Daudet

DAS LETZTE BUCH

Aus Alphonse Daudets «Contes du Lundi»

Er ist tot! ... sagt jemand zu mir im Treppenhaus.

Einige Tage schon spürte ich sie herannahen, die traurige Botschaft. Ich wusste, dass sie mir von einem Moment zum anderen vor dieser Tür begegnen würde; und dennoch trifft sie mich wie etwas Unerwartetes! Schweren Herzens und mit bebenden Lippen betrat ich die bescheidene Wohnung des Schriftstellers, in der das Arbeitszimmer den grössten Raum einnahm, aus dem ein despotisches Studium jegliches Gefühl von Wohlbehagen ver-

bannt und jegliche Wärme aus dem Haus verdrängt hatte.

Da lag er auf einem schmalen, niedrigen Eisenbett und sein mit Papieren übersätes Pult, seine kräftige, inmitten der Seite abgebrochene Handschrift, seine Feder, die noch im offenen Tintenfass steckte, zeugten von seinem plötzlichen Hinscheiden. Hinter dem Bett stand ein hoher eichener Schrank, mit Manuskripten und Papieren beladen. Ringsum lagen Bücher, Bücher und lauter Bücher. Ueberall waren sie verstreut: auf Schäften und Stühlen, auf dem Schreibtisch, am Boden, in den Zimmerecken aufgestapelt, bis an die Füße des Bettes!

Während er noch schreibend an seinem Tische sass, hatte dieses staublose Wirrwarr nicht ungemütlich gewirkt, denn man konnte pulsierendes Leben und Arbeit darin spüren. Aber in diesem Totenzimmer bot es ein trauriger Anblick. All die armen Bücher, die stossweise herumlagen, sie sahen aus als wollten sie fliehen, sich verlieren in der grssoen Bibliothek des Zufalls, sich verstreuen in Basaren, auf den Quais, in Ausstellungen und Läden, zerpfückt vom Wind und bummelnden Liebhabern.

Ich hatte ihn soeben geküsst und stand nun still betrachtend vor seiner letzten Stätte. Mein Innerstes war noch ganz aufgewühlt. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen. Der Ausläufer einer Buchdruckerei, hochbeladen und ganz ausser Atem, betrat frohen Mutes den Raum und schmiss ein Bündel frischgedruckter Bücher auf den Tisch.

«Sendung von Bachelin», rief er.

Dann sah er das Bett, nahm seine Mütze ab und zog sich sachte zurück.

Es war etwas Ironisch-Schreckliches um diese Sendung des Buchdruckers. Seit einem Monat schon hatte ein Kranker sie ungeduldig erwartet. Ein Toter nahm sie in Empfang ... Armer Freund! Es war sein letztes Buch und er hatte sich davon am meisten versprochen. Mit fiebrigen, zittrigen Händen hatte er noch den Probedruck verbessert, denn er hatte Eile, das erste Exemplar zu besitzen. Während der letzten Tage, als er schon nicht mehr sprach, blieb sein Auge stets auf die Tür geheftet; und wenn die Setzer, Buchdrucker und Buchbinder, diese ganze mit der Arbeit eines einzelnen beschäftigte Welt, diesen erwartungsvollen und geängstigten Blick hätten sehen können, ihre Hände hätten flinker gearbeitet, um aus Buchstaben Worte, aus Worten ganze Seiten und aus Seiten

den fertigen Band erstehen zu lassen, um ja rechtzeitig fertig zu werden. Nur einen einzigen Tag früher und der Sterbende hätte die Freude, seine Freude an dem neuen Buch, das noch den Geruch der Druckerschwärze hatte, erlebt. Ein letztes Mal hätte er darin seine Gedanken, die sich bereits verfinsterten und ihn verliessen, wiedergefunden.

Denn selbst inmitten der Fülle seines Lebens ist dieses Gefühl der Vollendung dem Schriftsteller mehr, als etwas, dessen er sich rühmen möchte. Das erste Exemplar seines Werkes zu öffnen, es festgehalten zu sehen wie in einem Reliefbild und nicht nur mehr im Brodeln des eigenen Gehirns, wo es immer etwas verwirrt bleibt, welch herrliches Gefühl! Den jungen Schriftsteller blendet es fast: die Buchstaben glitzern, werden länger, blau, gelb, als tanzten Sonnenstrahlen in seinem Kopf herum! Später mischt sich etwas Traurigkeit in die Schöpferfreude: man bedauert, nicht alles gesagt zu haben, was man eigentlich hätte sagen wollen. Das Werk, das man in sich getragen hatte, erscheint einem schöner als das geschaffene. So viele Dinge gehen verloren auf der Reise vom Kopf zur Hand! Aus den Abgründen des Traumes besehen, gleicht die Idee des Buches jenen schönen Medusen des Mittelmeeres, die das Meer durchqueren wie fliehende Schatten; aber auf den Tisch gestellt, ist es nur mehr ein wenig Wasser, einige verfärbte Tröpfchen, die der Wind sogleich trocknet.

Aber — ach Gott — weder Freude noch Enttäuschung, nichts hat er mehr gehabt, mein armer Freund, von seinem letzten Werk. Das schwere, unbewegliche Haupt, das den letzten Schlaf schlief auf seinem Kopfkissen, und daneben das neue Buch boten einen gar traurigen Anblick. In den Schaufenstern wird es ausgestellt werden, sein Buch, sich mit dem Lärm der Strasse vermischen, dem Leben des Alltags. Die Vorübergehenden werden seinen Titel lesen, ihn mit sich forttragen, in ihrem Gedächtnis, ihren Augen. Vielleicht auch den Namen des Autors. Und es wird derselbe Name sein, der jetzt in die traurige Liste des Gemeindehauses eingetragen worden war und der auch hier steht, lachend und froh, auf der hellen Deckelseite des Buches, als ob das ganze Problem von Leib und Seele zwischen diesem steifen, erkalteten Körper und dem druckneuen Buch sich geltend machen wolle. Jener wird zu Grabe getragen, vergessen werden, während das Buch sich von ihm löst wie eine sichtbare, lebendige, vielleicht unsterbliche Seele ...

«Er hat mir einen Band versprochen davon ...», hörte ich neben mir eine tränenerstickte Stimme flüstern.

Ich drehte mich um und sah hinter goldeingefassten Brillengläsern ein kleines, suchendes Sperrauge aus meinem Bekanntenkreis. Und auch aus eurem, ihr alle meine Freunde, die ihr selbst schreibt. Es ist der Buchliebhaber, der auftaucht, sobald eine neue Ausgabe erwartet wird; der an eurer Tür läutet, zweimal, zaghaft und doch aufdringlich.

Er tritt ein, lächelt, beugt etwas den Rücken, schwirrt um euch herum, nennt euch «lieber Meister» und wird nicht weggehen, bevor er nicht euer letztes Buch errungen hat. Nur das letzte! Alle anderen hat er ja bereits; allein dieses fehlt ihm noch. Wie seine Bitte abschlagen? Er kommt so regelmässig und pünktlich, platzt mitten hinein in die Freude, von der wir soeben sprachen, in die ganze Fülle der Sendungen und Widmungen. Ekliger kleiner Mann, der du vor nichts zurückscheust, weder vor stummen Türen noch eisigem Empfang; weder Wind noch Regen noch Entfernung halten dich zurück. Am Morgen trifft man dich in der Rue de la Pompe, wo du an der Nebenfürche des Patriarchen angeklopft hattest. Am Abend kehrst du aus Marly heim, unter dem Arm das neueste Drama von Sardou. Und du füllst dein Leben, ohne zu arbeiten, deine Bibliothek, ohne zu zahlen, immer unterwegs, stets bereit, zuzugreifen.

Wahrlich, des Mannes leidenschaftliche Liebe zu den Büchern musste gross sein, um ihn sogar bis an dies Totenbett zu führen!

«So nehmen Sie es schon, Ihr Exemplar», sagte ich ihm ungeduldig.

Er nahm es nicht, sondern riss es gierig an sich. Und, nachdem er den Band zutiefst in seine Rocktasche verstaut, blieb er noch immer stehen, unbeweglich, ohne zu sprechen, den Kopf leicht auf die Schulter geneigt, mit wehleidiger Miene seine Brillengläser abwischend.

Auf was wartete er noch? Was hielt ihn noch zurück? Vielleicht ein wenig Scheu, die Scham, sofort zu verschwinden, als wäre er nur zu Raubzwecken gekommen?

Ach nein!

Auf dem Tisch, zwischen den halb aufgerissenen Packpapieren, hatte er einige Spezialausgaben erblickt. Sie waren von dickem, ungeschmälertem Schnitt, mit grossen, breiten Borten, Blumen- und Deckenverzierungen versehen. Und trotz seiner gesammelten Haltung und seinem Schweigen hingen

sein Blick und seine Gedanken eben doch daran . . . Unglückseliger Späher! Ruckartig und doch kaum merkbar kam der Liebhaber dem Tisch näher und näher. Wie zufällig griff seine Hand nach einem der Bücher, drehte es nach allen Seiten um, öffnete es, tastete die Blätter ab. Sein Auge glänzte und seine Wangen röteten sich. Die Magie des Buches nahm ihn gefangen. Endlich konnte er nicht länger an sich halten und zog ein Exemplar aus dem Bündel.

«Es ist für Monsieur de Sainte-Beuve», sagte er zu mir mit erloschener Stimme.

Und in seinem Fieber, seiner Verwirrung, der Angst, man könne es ihm wieder entreissen, vielleicht auch, um mich überzeugen zu wollen, dass es wirklich für Monsieur de Sainte-Beuve bestimmt war, fügte er sehr ernst und mit einem unsagbaren Anflug der Zerknirschung hinzu:

«Von der Académie Française! . . .»

Und war verschwunden.

(Uebertragung von E. Fritsch, Copyright by ITG)

Franz Kurowski

S O L A N G E D I E K E R Z E N B R E N N E N

Auf dem Wege nach Rafina steht dicht am Meer, dort, wo man vom Zabato auf den Hafen und auf die Weite des Wassers blicken kann, eine kleine Taverne. Sie wird besucht von Bauern, Fischern und Händlern, die hier nach des Tages Arbeit ausruhen, die bitteren, so nahrhaften Oliven essen und den noch bittereren geharzten Landwein — den Rezina — dazu trinken. Wenn die Fischer nicht am anderen Morgen ausfahren müssen, dann sitzen sie auch wohl einmal bis lange nach Mitternacht beim Wein; dann wachen wie Träume die dunklen Lieder von Hellas auf, und wie in alter

Botschaft von weither fällt — halb im Schlaf — mit leisem Wellenschlag das Meer mit ein.

Als ich an einem Spätnachmittag müde und hungrig dort einkehrte, erblickte ich im hintersten Winkel des Raumes auf einem Wandbrett eine Statue der Mutter Gottes, mit blauen und goldenen Farben bemalt. Daneben standen zwei brennende Kerzen. Welch ein Anblick in einer Taverne! Und doch! Nichts daran war mir fremd oder anstössig; mir schien vielmehr, als gewänne der an sich etwas düstere Raum durch diesen Winkel erst Leben und Tiefe und Glanz.

Immer wenn ein Gast durch die offene Tür eintrat, galt sein erster Blick dem Winkel mit der Statue, und ich konnte unschwer erkennen, dass es eine besondere Bewandnis damit haben musste.

Ein junges Mädchen kam an meinen Tisch und fragte nach meinem Begehr. Ihre Augen waren braun, mit goldenen Lichtern darin, und ihr Haar hatte einen seltsam bläulichen Schimmer. Dazu war sie von einer Schönheit, wie sie der Herr nur selten einem seiner Geschöpfe schenkt.

Nachdem ich ihr meinen Wunsch gesagt hatte, brachte sie mir Wein vom Honigberg Hymettos, Weissbrot und Sardinen. Bevor sie wieder ging, wünschte sie mir «Kali orexi — guten Appetit».

Als ich gegessen hatte, blieb ich noch ein wenig sitzen, starrte in den hereinfallenden Abend und dachte an die morgige Wanderung nach Marathon und daran, was es mit der Statue sein mochte.

Aus der Weite des Himmels, den ich durch die geöffnete Tür überschauen konnte, fiel ein Stern, furchte in einer Riesenbahn den Himmel in der Weite des Gesichtsfeldes und ich glaubte beim Verschwinden des Himmelskörpers einen leisen gedämpften Knall zu vernehmen. Alle in der Taverne hatten den Stern gesehen. Die Gespräche verstummten, es wurde ganz still. Bis ich ein Geräusch hörte, das wie das Trappeln eines Maultieres klang, ich schaute nach links durch das Fenster, um nach dem ankommenden Reiter zu sehen, und — musste feststellen, dass mich das Ticken meiner Taschenuhr genarrt hatte. Es kam niemand.

Gerade hatte ich mein Glas erhoben, um es zu leeren und dann zu gehen, als Schritte aufklangen. Erwartungsvoll blickte ich zur Tür und — erschrak. War das ein menschliches Gesicht, das sich vom Schein der flackernden Lampe angestrahlt, im Türrahmen zeigte? Tiefrote Narben zerrissen es in viele einzelne Felder, aus denen nur die Augen herausschauten. Auch die Hände waren mit Brandwunden bedeckt.